Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 14 (1910)

Artikel: Der Andere
Autor: Breconi, Hector G.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575082

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Liedli ab em Land I.

Enttäuschung.

Es sonnigs, sonnigs Gärtli,
I säge niemerm, wo —
Ha gmeint, es sett eleini
Für mi zum Blüeihe cho.

Ha blanget und ha gsorget
Fast über Tag und Nacht
Und ha nit möge gwarte,
Bis d'Blüemli sind erwacht.

Und wo's het afo blüeihe,
Do hets en andre gseh,
Het alli Blüemli broche —
Jetz hani keis Gärtli meh!

Die Verlassene.

Chorn ufnäh und Weize binde!
Chani doch kei Freud dra finde!
Was tueni do?
Was hilfts mer no?
O, wennig doch im Chilchhof wär!

Wenn mer z'Obe d'Frucht ybringe,
Ghöreni syni Chindli singe!
Es chönnti sy,
So wäre sie my!
O, wennig doch im Chilchhof wär!

Wo lütets?

Glinglang, wo lütets? —
I ghöre nit, wo! —
Säg, was bedütets? —
I frog' nit drno! —
Lütets es Hochzyt y,
Tönts mer wie Freud!
Lütets es Läben us,
Tönts mer wie Leid!

Glinglang, wo lütets? —
I ghöre nit, wo! —
Säg, was bedütets? —
I frog' nit drno! —
's glänzt es neus Ringli wohl
Jetz anere Hand;
's fallt es dürrs Blatt vom Baum
Jetz wohl im Land!

Josef Reinhart, Schönenwerd.

Der Andere.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Skizze von Hector G. Preconi, Rom.

„Fabio, wollen wir nicht stehen bleiben?"

Die junge Frau stützte sich auf den Arm ihres Begleiters, der ihr ähnlich sah wie ein Bruder.

„Wie du willst, Isabella," erwiderte er und lehnte sich an die steinerne Brüstung. „Schau, der wundervolle Morgen!"

Das durchsichtige Licht des Vormittags verklärte den Golf und nahm jedem Geschöpf und Ding seine irdische Schwere. Goldgelb und weiß lehnte sich die Stadt an den Berg, und über dem Meere, das noch heller war als der leuchtende Himmel, schwebten weiße und rote Segel. Und aus dem dunkeln Grün heraus drang schon überall die heiße Farbe des Sommers.

Isabellas Hände bebten; eine plötzliche Furcht war über sie gekommen. Wie ein Bruder redete der Freund zu ihr:

„Vielleicht erwartet dich Fausto heute ... Er weiß nicht, wann du kommen sollst, weder Tag noch Stunde.

Aber glaubst du nicht, daß er an einem solchen Morgen darauf hoffen muß?"

Isabella antwortete nicht. Sie drückte nur ihre Hand fester in die seine.

„Warum fürchtest du dich? Dein Gatte wartet. Er will nicht verzeihen, er hat vergessen!"

„Ich wag' es nicht, Fabio. Warum habe ich das getan?"

„Dein Vater ist der Bruder meiner Mutter. Wir haben alle dasselbe Blut in den Adern; Fausto wußte das, warum hat er dich allein gelassen?"

Fabio hielt die Hand seiner Verwandten so fest, als wollte er sie ungefährdet durch ein ganzes Leben führen.

Während die beiden schweigend über die große Stadt hinschauten, kam ein Mädchen die Straße herauf, den Arm voller Blumen. Fabio suchte einen großen Oleanderzweig heraus und heftete ihn an Isabellas Gürtel. Und dann schenkte er ihr einen Strauß weißer Rosen, beide Hände voll duftender offener Rosen.

„Komm, wir wollen gehen! Soll ich den Wagen rufen? Er steht noch da..."

Sie antwortete nicht; aber folgsam ging sie an seiner Seite die steile Straße hinauf. Eine Rose fiel ihr aus den Händen. Fabio hob sie auf und band den Strauß fester zusammen. Da sagte sie, und ein Schleier lag auf ihrer Stimme:

„Solche Rosen hat mir einst der Andere gebracht. Aber sie haben Unheil bedeutet!"

Fabio lächelte schmerzlich. „Die Rosen bringt immer ein Anderer," dachte er und erschrak. Sie hatte nie mehr von jenem geredet seit dem Abend, wo Fausto sie so traurig angesehen hatte und dann leise fortgegangen war...

Isabella erriet seine Gedanken.

„Ich denke nie mehr an ihn," sagte sie. „Ich habe ihn nie geliebt. Aber als er kam, war Fausto fort, und ich war so traurig. Er kam wie eine Katze, die schmeichelt und bettelt, und wenn sie spielt, so schlägt sie einem die Krallen in die Hände. So hat er mit mir gespielt und mich geschlagen. Und dann kam Fausto zurück..."

„Denk nicht mehr daran, Isabella, denk an dein Glück! Was geschehen ist, mußte geschehen. Das Vergessen wird dir leicht sein. Der Andere ist fort, niemand weiß wohin. Dein Mann ist aufgestanden wie von einer reinigenden Krankheit. Jeden Tag gibt ihm die Genesung neue Kraft."

Die Straße führte am Abhang des Berges hin. Zu beiden Seiten hingen schwere Zweige über die Mauern, und aus verborgenen Gärten duftete es stark und sommerlich. Sie gingen ganz langsam, beide mit ihren Gedanken beschäftigt.

„Du mußt mir sagen, wie er aussieht," sagte Isabella. „Er ist genesen! Bis heute hast du mir nichts gesagt. Er war krank. Ich weiß warum. Aber nichts wolltest du mir sagen."

Sie machte ihren Arm frei und blieb stehen.

„Alles muß ich wissen, wenn ich ihn sehen soll, alles, von Anfang an!"

„Isabella, was hab' ich dir denn verheimlicht? Seit wir Kinder waren, liegt deine Seele klar vor mir wie ein Spiegel. Hab' ich jemals dir etwas verborgen? Ich wollte, du könntest in meinen Spiegel schauen. Isabella, selbst von dem Andern hab' ich früher gewußt als du..."

„Warum quälst du mich, Fabio? Alles sagte ich dir, und immer kam ich zu dir, wenn ich einen Bruder brauchte. Und solang ich lebe, will ich dir alles sagen. Aber erzähle mir! Ich bin seine Frau, ich soll es wieder werden. Ich muß alles wissen!"

„Nie hast du mich gefragt. Aber vielleicht hätt' ich dir früher nicht geantwortet... Fausto fiel um wie eine Leiche. Die Kugel war in die Hüfte gedrungen, und man konnte sie lange nicht finden. Dann kam das Fieber. Er sprach Tage und Nächte lang. Als ich ihn hörte, wußte ich, daß du wieder zu ihm gehen solltest. Und jetzt gehorchst du mir, zu deinem Glücke."

Isabella schaute auf den Boden und dachte an den, der sie im Fieber genannt. Dann fragte sie:

„Aber wie ist es gekommen? Wie stand er da?"

„Er hat nicht geschossen," sagte Fabio langsam. „Als Cesare Lanza — du kennst ihn — die Hand erhob, da richtete Fausto die Pistole scharf aufs Ziel. Der Andere zitterte wie ein Kranker und war ganz blaß. Er wollte in den Boden schießen; aber dann geschah das Unglück."

Fabio schwieg. Die junge Frau nahm wieder seinen Arm und stützte sich. Sie fühlte einen Blick auf sich ruhen, und wie sie zurückschaute, sah sie auf der Mauer das blasse Antlitz eines Mannes, der müde beide Arme auf den Stein legte.

„Sieht er so aus? Ist er so blaß und krank?"

„Aber, Isabella, du weißt doch, daß hier die fremden Kranken sind. Die werden nicht mehr gesund von der Sonne. Fausto ist stark und jung, und ihm wird der Sommer gut sein."

Und dann zeigte er hinauf, wo das große weiße Haus in dunkelgrünen Zedern stand. Weite luftige Hallen zogen sich ringsum, und überall lagen Kranke, die ihr armes Blut an der Sonne wärmten und mit großen sehnsüchtigen Augen auf die beiden Gesunden schauten, die mit Rosen durch den Frühling wanderten wie zu einem Feste. Aber die gingen schweigend weiter, bis zum Tor, wo auf den Stufen ein Weib kauerte, barfuß, in armseligen schwarzen Kleidern. Sie war wie eine Sklavin, die vor den Toren der Stadt auf den König wartet, der ihren Herrscher besiegt und erschlagen, um die Leiche von ihm zur Bestattung zu fordern. Wie eine priesterliche Formel klang der Wunsch, den sie den beiden entgegenrief:

„Gesegnet sei euch der Tag und die Nacht, und eure Liebe soll in hundert Jahren nicht vergehen!"

Isabella lachte; aber Fabio wurde rot und reichte der Alten ein großes Geldstück, daß sie nur schweigen sollte. Da nahm sie seine Hand und wollte sie küssen; aber er wehrte ihr. Behutsam nahm er eine Rose aus Isabellas Strauß und schenkte sie der Armen, die sie festhielt wie eine Kerze und hinter ihm noch rief und beteuerte:

„Der Madonna will ich die Blumen bringen, daß deine Herrin gesegnet werde mit Söhnen..."

Sie hörten kaum mehr den Wunsch. Fabio ging schneller; denn er fürchtete, daß Isabella am Ende noch den Mut verlieren möchte. Und darum begann er die Geschichte der Villa zu erzählen, deren Dach hinter den Bäumen sichtbar ward mit der einzigen Statue auf einer Ecke. Sie wußte, daß dort ihr Gatte wartete.

Das Haus war von einem sizilianischen Baron erbaut, der dem Vizekönig trotzte und floh. Bis hinunter ans Meer hatte er den Abhang gekauft; aber als er starb, stand auf dem Dach des Hauses nur eine einzige Statue. Der Baron hinterließ dem König das Gut, und anderthalb Jahrhunderte sah die Villa Geheimnisse, von denen die Stadt nur leise zu flüstern wagte. Hier war die schöne Witwe des Marchese d'Alberobello Jahre lang glücklich gewesen, bis endlich ihre Töchter aus dem Kloster kamen. Sie sollten still im Hause bleiben und die nächtlichen Besuche des Königs nicht erfahren. Aber auf der Fahrt hatten sie den Namen ihrer Mutter gehört, und als sie ihnen entgegentrat, verlangten sie Rechenschaft für ihren geschändeten Namen. Da fiel die schöne Marchesa vor Entsetzen um und war tot. Ein Menschenalter später kam der junge König aus Frankreich und schenkte die Villa einem General, der die geheimen Feste der Könige öffentlich feierte. Dann war die neue Zeit zusammengebrochen; ein Fremder kaufte das Haus und wohnte zwei Jahre darin. Er ließ einen Diener zurück, der mählich Stück um Stück verkaufte, bis das große Haus so leer war wie die Kassen des Königs. Viele Jahre nachher war der Sohn des Fremden gekommen, blaß und krank, und hatte sich in der Villa zum Sterben gelegt . . .

Fabio beendete die Geschichte nicht. Sie waren um die letzte Biegung der Mauer gekommen, als auf einmal, wenige Schritte vor ihnen, ein Herr stand, leicht auf den Stock gestützt.

„Fausto!" rief Isabella und schrak zusammen. Sie hatte sich das Wiedersehen anders gedacht. Sie wollte niederknieen vor ihm und seine müden Füße in Rosen betten. Während Fabio erzählte, hatte sie an nichts anderes gedacht. Aber unterm Gartentor stand der Diener, und wie er Isabella erblickte, verneigte er sich demütig wie sonst.

„Isabella! Endlich bist du gekommen! Ich habe lange auf dich gewartet. Fabio, ich danke dir . . ."

Die Gatten küßten sich auf die Wangen. Fabio drängte sie in den Garten, durch das alte Portal und über halbzerstörte Marmorfliesen. Man mußte durchs Haus, um in den untern Teil des Gartens zu gelangen, wo man aufs Meer und über die Stadt sehen konnte. Sie kamen durch eine weite Halle, von deren Gewölbe ein Schwarm göttlicher Frauen und lachender Kinder auf goldigen Wolken zum Himmel fuhr, in einen altertümlichen Saal, von dem die Treppe mit sieben Stufen in den Garten führte, auf eine schmale Terrasse.

Der Diener folgte ihnen und brachte Stühle und einen Tisch. Isabella breitete ihre Rosen darauf aus, sorglich wie ein heiliges Opfer. Als endlich der Diener verschwand, ergriff sie ihres Gatten Hand, küßte sie heiß und bat ihn flüsternd um Vergebung. Er wehrte ihr und zog sie an sich heran. Die Genesung machte sein Blut schneller fließen; er konnte kaum sprechen, er sah nur Isabella an, die nie zuvor so schön gewesen war.

„Hätte ich gewußt, daß du so allein warest!" flüsterte er ihr zu.

Fabio ging ins Haus, um in Isabellas Zimmern überall Blumen hinzustellen, damit die unbekannten Räume ihr wie die eigene Wohnung vertraut schienen. Nach einer Stunde kam er zurück. Isabella saß ganz nahe bei ihrem Gatten, von dem jede Müdigkeit gewichen war. Sie hatten alles um sich vergessen und achteten des strahlenden Tages nicht mehr. Leise redete Fausto auf sie ein, und es war, als hätte er sie zum ersten Male gesehen.

Als Fabio kam, standen sie auf. Fausto rief den Diener und ließ Champagner bringen. Er trank selten; aber diesen Tag wollte er fröhlich feiern. Selber schenkte er die Gläser voll und bot sie den andern. Fabio's Hand zitterte, als er anstieß. Ohne einen Glückwunsch zu sagen, trank er hastig den Wein. Dann stand er auf und ging. Niemand hatte mehr gesprochen. Fabio fühlte die Ungeduld der beiden, allein zu sein. Er drückte dem Andern die Hand und schaute ihm fest in die Augen. Isabella suchte aus den weißen Rosen die schönste heraus und heftete sie ihm ans Kleid. Dann geleitete sie ihn zum Tore, wo er ihr leise sagte: „Bist du zufrieden, meine Freundin? Willst du mir danken, so vergiß mich nicht bis morgen! Morgen will ich wieder zu euch kommen!"

Lächelnd drückte er ihr die Hand. Und dann lief er zurück, den Abhang hinunter, bis er seinen Wagen wiederfand.

Er fuhr langsam bergab, in dichtbelebte enge Gassen hinein, über einen Platz, wo eine Gruppe hoher Palmen stand, bis zum lichten Garten am Meer. Es ging gegen Mittag; die Wogen schlugen leise an die Blöcke des Hafendamms, und auf der breiten Straße ging kein Mensch. Im Schritt fuhr der Wagen an schneeweißen Palästen und an den grünen Hecken entlang. Als Fabio ans Ende des Gartens kam, stieg er aus und ging zu Fuß weiter, immer am Meere.

Dort, wo der Berg hart an den Golf herantritt, ging Fabio hinaus auf den Damm, vor dem mit eingezogenen Segeln die Boote liegen. Alles war still; nur zwei Knaben ließen ihre braunen Körper von der heißen Sonne verbrennen. Ganz draußen, wo ringsum das Meer glitzerte, wandte Fabio sich um und blieb stehen. Vor ihm breitete sich der Abhang, an dem Häuser und Straßen steil zur Höhe kletterten. Das breite weiße Haus der kranken Fremden blendete ihn. Dann suchte er links davon, bis er die alte graue Villa fand mit der einzigen Statue überm Dache. Nun hatten sich seine Augen an das helle Mittagslicht gewöhnt. Er sah auch die Terrasse und deutlich eine weiße Gestalt und eine andere neben ihr, und fast meinte er den Tisch mit den Rosen zu erkennen . . .

Da faßte ihn wütende Verzweiflung, daß er die Fäuste ballte und die Nägel ins eigene Fleisch trieb. Er fühlte bitter seinen ohnmächtigen Zorn gegen den Andern, der immer wieder kam und ihn um sein Recht betrog. Er hatte doch Isabella früher gekannt als jener . . . Aber eines Tages war der Andere gekommen und hatte sie mit sich geführt. Warum? Warum? Fabio fand keine Antwort. Auf einmal lachte er hell auf; denn er kam sich selber vor wie ein Narr, weil er Isabella zurückgebracht hatte zu dem Andern. Was hatte er denn erhofft? Mußte jener ob ihrer Schönheit nicht jede Wunde vergessen?

Unbeweglich starrte er zur Höhe, bis die beiden Gestalten im Hause verschwanden. Fabio dachte an die Geheimnisse der verschwiegenen Säle, und ihn schauderte.

Langsam ging er den Damm zurück, ohne des Weges zu achten. Da trat sein Fuß auf einen glänzenden braunen Körper, und ein Junge schnellte empor und rief wüste Schimpfworte. Aber Fabio achtete es nicht einmal, als der Bube behend über die feuchten Steine kletterte und mit der hohlen Hand laues Seewasser gegen ihn spritzte.

Ueber dem Ufer lag eine große Stille. Die Villa war verschwunden. Aber Fabio fühlte immer noch dumpf sein Herz klopfen, und in seinem Kopfe hämmerten die Gedanken.

Er ging von der Stadt hinweg, der schönen Straße entlang, die um den Abhang des Berges sanft zur Höhe steigt. Ueber einem alten Palast im Meere, der vor der Vollendung schon eine Ruine war, setzte er sich auf eine Bank...

* * *

Als nach der Mittagsruhe wieder das Leben auf die Straße kehrte, fand man auf einer Bank im Angesichte des schönsten Meeres einen Toten. Er saß aufrecht und sah mit weit offenen Augen ins Licht. Von der Schläfe rann ihm ein dünner Streifen Blutes auf eine halbentblätterte Rose, und die Hand hielt die kleine Waffe fest. Zu seinen Füßen lag eine Karte mit seinem Namen und einem Gruß an Donna Isabella. Und die Leute standen herum und rieten darüber, wer der Andere wäre, den sie geliebt...

Gräfin Marcella.

Nachdruck verboten.

Novelle von René Moray, übersetzt von Minna Hoffmann, Morges.

(Fortsetzung und Schluß).

Es war schon spät, als Manfred und Marcella die Villa Wahnfried betraten. Frau Wagner begrüßte ihre Gäste an der Eingangstüre: „Wir fürchteten, Sie nicht mehr zu sehen. Sie finden lauter Freunde, Marcella, die Ihrer ungeduldig harren."

Sie traten in die mit Fresken auf Goldgrund geschmückte Marmorhalle, welche die vom Meister unsterblich gemachten Sagen, im Stil der Wiener Kaffeehallen, darstellten. Im Hintergrund erhoben sich die buntfarbigen Pfeifen der amerikanischen Prachtorgel. Ein Herr von hoher eleganter Gestalt saß am Klavier. Als er die Neuangekommenen gewahrte, erhob er sich mit rascher Bewegung.

„Endlich haben wir unsern Flüchtling wieder," sagte er, und sich an eine Dame mit welkem Gesicht, die unvergleichliche Brangäne, wendend, fügte er hinzu: „Frau Staudigl, jetzt geben Sie acht! Sie sollen Marcella, unsere Marcella, zu hören bekommen! Bitte, entschuldigen Sie, die Gräfin von Meran!" sagte er, sich vor dem Grafen neigend und die Hand der etwas verlegenen jungen Frau küssend. Aber sie kannte die zutrauliche Art des großen Künstlers und drückte die dargebotenen Hände. Die ganze auserlesene Schar des lyrischen Dramas war hier versammelt. Der warme Empfang, der ihr zuteil wurde, verwischte in Marcellas Erinnerung Mina Landecks boshafte Bemerkungen. Sie stellte ihren Mann vor, der einige Bekannte aus der musikalischen Welt traf. Bald herrschte eine lebhafte gesellige Unterhaltung, sowohl in der Halle wie im Salon, wo die bedeutende Persönlichkeit des großen, in allen möglichen Stellungen abgebildeten Meisters noch nach seinem Verschwinden zu herrschen schien. Plötzlich wurde es still. Eine Stimme erklang wie eine Posaune. Von Mottl begleitet, sang Van Dyck das Rezitativ aus Lohengrin.

Marcella hatte sich erhoben und blickte, an der Tür der Halle stehend, unverwandt auf den Sänger. Manfred war über den eigentümlichen Ausdruck ihres Gesichtes betroffen und konnte sich einer eifersüchtigen Regung nicht erwehren. Er mußte unwillkürlich an die Marcella von früher denken. Nach dem Schwanenlied des Helden sang der berühmte Tenor den Frühlingsgruß aus Siegmund, und wieder schien des Meisters Seele in Wahnfried aufzuleben. Da wandte sich Mottl mit freundlicher Miene an Marcella und sagte aufmunternd:

„Jetzt ist die Reihe an Ihnen, Marcella. Was haben Sie uns gebracht?"

Wie am gestrigen Abend hatte Manfred das gleiche unangenehme Gefühl, seine Gattin bei ihrem Taufnamen nennen zu hören. Diese Vertrautheit unter den Kunstgenossen war ihm besonders peinlich. Aber Marcella war ohne Scheu vorgetreten und erwiderte mit ihrer klangvollen Stimme: „Das Gespenst von Schubert habe ich mitgebracht!"

„Etwas zu schauerlich," bemerkte der Meister und verzog das Gesicht. „Sie erlauben, Herr Graf, daß ich die Begleitung übernehme?"

Manfred verneigte sich. Es war seit langer Zeit das erste Mal, daß Marcellas Gesang von fremden Händen begleitet wurde. Der innige, wundersame Klang ihrer Stimme rief unter den anwesenden Künstlerseelen die tiefste Bewegung hervor. Die Sängerin fühlte sich gleichsam gehoben von der sympathischen Strömung und sang mit ergreifender Macht.

Manfred hörte hinter sich jemand flüstern: „Man behauptete, daß Marcella Schulze ihre Stimme verloren habe; aber sie hat im Gegenteil außerordentlich gewonnen!"

Stürmisches Händeklatschen brach los nach Beendigung des Liedes. Es regte sich etwas wie Stolz in Marcellas Innern. Nein, sie wußte es wohl, sie hatte kein bloß mittelmäßiges Talent! Endlich erscholl mitten im Getöse des lebhaften Beifalls Frau Cosimas etwas scharfe Stimme: „Marcella, wir alle wünschten gar sehr, noch einmal den Orpheus von Ihnen zu hören!"

Es klang wie ein Befehl. Mottl durchblätterte die Partitur und sagte: „Wir wollen die Arie aus dem zweiten Akt singen. Ich übernehme den Chor. Nein! Nein! Larven! Geister! Nein!" Und er hämmerte auf den Tasten die Antwort der Furien. Die Zuhörer schrieen laut dagegen, und unter Achselzucken begann er die ersten Triolen zu präludieren. Einer plötzlichen Eingebung folgend, trat Marcella bis in die Mitte der Halle vor. Sie machte eine Bewegung mit dem Arm, als umspanne sie eine unsichtbare Lyra, und in der tragischen Haltung von Eurydicens Geliebtem entquoll ihren Lippen der Ruf an die Furien: „O, laßt euch rühren durch mein Seufzen!"

Ihre dunkeln Augen glänzten in Tränen. Ein unendliches Weh drückte sich auf ihren Zügen aus, und bleich wie eine Tote glich sie einer antiken Statue des Schmerzes. Ihre Stimme erfüllte das ganze Haus, und ihre Klage schwebte über der ganzen, in tiefem Schweigen verharrenden Versammlung.

Als sie geendet, durchlief ein Schauer der Bewunderung die Menge, der beredter war als jeder Applaus. Jeder fühlte, daß man bei diesem tief empfundenen Schmerzensschrei nicht Beifall klatschen dürfe. Nur mit halblauter Stimme, im Flüsterton teilten sich die Künstler ihren Eindruck mit.

„Himmlisch, es ist himmlisch," wiederholte Mottl; „Pauline Viardot war nur ein Kind dagegen!"

Marcella errötete vor Freude. Sie näherte sich Manfred und fragte ihn leise mit glänzenden Augen: „Bist du zufrieden?"

Er antwortete kühl und gezwungen: „Du hast gut gesungen... Wozu aber diese Bewegungen?"

Erstaunt und enttäuscht wandte sie sich von ihm, um sich einer Gruppe von Damen zu nähern, die nach ihr verlangten.